

1. Station

Vielleicht stand die Sonne am Tag deiner Geburt so kräftig am Himmel wie dein erster Schrei, mit dem du die Welt begrüßt hast. Vielleicht hast du geschwiegen damals, warst leise wie Schneeflocken, die sanft vom Himmel schwebten. Vielleicht hat man dich an deinen Füßen hochgezogen mit einem Schlag auf den Hintern, damit sich deine Lunge entfaltet, endlich der ersehnte Laut über die Lippen kommt. Vielleicht hat deine Mutter geweint vor Freude oder im sicheren Wissen, dass sie dich nicht lange behalten wird. Vielleicht – aber nur vielleicht – hat sie dir deine Liebe zur Musik in die Wiege gelegt.

An all das hast du keine Erinnerung, und die, die erzählen könnten, sind längst nicht mehr auf dieser Welt.

Alles fließt, nur den Fluss gilt es erst zu verstehen

Kein Kind kann entscheiden, im Krieg oder Frieden geboren zu werden, denn der Krieg hat längere Arme. Ich bin ein Kind des Krieges.

Ein halbes Jahr nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen, am Anfang vom Untergang, erblickte ich im Monat des Frühlingsbeginns in der Tiroler Gemeinde Landeck das Licht der Welt. Genau genommen erblickte ich es im Nachbarort Zams, war dort doch das Krankenhaus gelegen, in dem mir meine Mutter das Leben geschenkt hatte. Die Nationalsozialisten hatten die Stadt zu jener Zeit ausgeradiert, gegen den Willen der Bevölkerung mit Landeck zwangsvereint, und erst nach Ende der Diktatur war ihr wieder zuteilgeworden, was man so rücksichtslos getrennt hatte.

Das auf einem alten Pestfriedhof erbaute, am Fuß des Galugg gelegene Krankenhaus befindet sich nur wenige Kilometer entfernt von Fließ, dem Geburtsort

meiner Mutter. Zu Kriegszeiten schrittweise in ein Lazarett verwandelt, offenbarte der so ruhmreiche Vormarsch deutscher Soldaten auch an diesem entlegenen Ort seine wahre, hässliche Fratze. Später, ich war längst der Wiege entwachsen, hatte man sogar Stollen in den Bauch des Berges getrieben, der Verletzte aufnehmen sollte bei feindlichem Fliegeralarm.

Ein feindlicher Angriff war es wohl gewesen, der drei Jahre nach meiner Geburt meinem Vater das Leben kostete. Er, den ich nie kennenlernen durfte, dessen Grab ich lange in Norwegen vermutete, liegt in Russland begraben, acht Kilometer südöstlich von Sigolovo, Friedhof Nummer 85. Nichts ist mir von ihm geblieben außer einem schwarzweißen Lichtbild, das ihn in feldgrauer Uniform zeigt, sein Blick fragend, gewiss nicht siegessicher. Keine Sterbeurkunde, kein Beileidsschreiben der Wehrmacht, in dem die Rede ist von *treuer Pflichterfüllung*, vom *Heldentod für Führer, Volk und Vaterland*. Ich werde nie erfahren, an welchem Ort ihn die Nachricht meiner Geburt erreichte. Vielleicht war es ein hölzerner Unterstand, ein Bunker, Lastwagen, Transportschiff, vielleicht hat er die Nachricht in klirrender Kälte erhalten bei Feindbeschuss. So vieles wird nicht mehr ans Licht kommen, bleibt verborgen in einem Labyrinth von Räumen, zu denen mir der Schlüssel fehlt.

Wo mag das Elternhaus meiner Mutter in Fließ stehen, in dem ich die ersten Tage meines Lebens ver-

brachte? Kann sein, dass es längst abgerissen wurde, Gras wuchs darüber. Ich habe daran genauso wenig Erinnerung wie an meine Mutter, die mich viel zu kurz bei sich behielt. Ob sie gesungen hat, wenn ich weinte und schrie, mich mit Liedern in den Schlaf wiegte? Ob sie weinte, als sie mich für immer aus ihren Händen gab?

Erneut ist es ein einzelnes Foto, das Vergangenes in Schwarzweiß auferstehen lässt aus einer fremden Welt. Ich liege fest eingewickelt in den Armen meiner Mutter, die Augen geschlossen, ihr Blick auf mein Gesicht gesenkt. Festlich gekleidet und mit gewelltem Haar steht sie vor einem Gebäude aus Blockbohlen, vielleicht dem Haus ihrer Eltern, vielleicht der Tag meiner Taufe. Heizen hängen vom Dach, hölzerne Pfähle, deren Spitzen bedrohlich auf uns zeigen. Bald wird man sie abnehmen, in die Erde schlagen, um später mit der Heugabel regenfeuchtes Gras auf Querstäbe zu schichten, bis unzählige Heumännchen gleich einer Geisterarmee die Gegend belagern.

Mit einem Mal ist wieder der Geruch gemähten Grases gegenwärtig, tauchen Bilder auf, die ich zeitlich nicht einordnen kann. Ein Bub läuft in der Mittagshitze über eine Steilwiese, angelockt vom Klang einer Mundharmonika. Immer schneller bewegt er seine nackten Füße über den Untergrund, strauchelt, stürzt, purzelt mehrere Meter das Feld hinab, rappelt sich auf, läuft weiter zu einem Heuschaber, der wie ein Fremdkörper aus endlosem Grün ragt. Dort lehnt

mein Pflegevater Alwin, den Filzhut tief ins Gesicht gezogen, entlockt dem Instrument Töne. Ich bleibe vor ihm stehen, lausche, mustere ihn von Kopf bis Fuß. Als er mir zunickt, setze ich mich zu ihm, summe mit nach einiger Zeit, die Töne tanzen weiter zu einem nahen Laubbaum mit ausladender Krone, unter dessen Schatten Frauen Mittagsrast halten.

Haben auch sie mitgesummt an jenem Sommertag? Ich weiß nur, dass ich so lange sitzenblieb, bis sie wieder die Rechen in ihre Hand nahmen, zurückkehrten aufs Feld. Alwin hat seine Mundharmonika eingepackt, und gemeinsam sind wir das kurze Waldstück hinuntermarschiert zum Rad, auf dem er mich heimfuhr ins Dorf. Unweit unserer Wohnung ist uns schon meine Pflegemutter entgegengekommen, hat nur den Kopf geschüttelt beim Anblick von uns beiden Sängern.

Wann war das, gestern? Als wäre alles greifbar nah und doch nur ein flüchtiger Klang meiner Kindheit. Viele dieser Klänge schwirren um mich, hell, bedrohlich, versöhnlich, jedes Mal versuche ich aufs Neue, sie zu ordnen, damit sie ein stimmiges Ganzes ergeben.

Von meiner Mutter ist kein Klang vorhanden. Keine Stimme, kein Lied, kein einziger Laut. Nichts, das mich einfängt, dem ich nachspüren könnte, wenn mir danach ist. Es ist diese Stille, diese Stummheit, die mich so sprachlos macht in dunklen Stunden, ein ständiger Kampf zwischen Wut und Verständnis, An-

klage und Vergeben. Dann steht der Krieg vor mir wie ein nebelverhangener Koloss, führt mir all die Entbehrungen vor Augen, verheerende Kämpfe abseits der Fronten. Wahrscheinlich hat auch meine Mutter einen schweren Kampf ausgetragen bei ihrer Entscheidung, mich zu behalten oder wegzugeben. Vielleicht hat auch sie diesen Krieg verflucht, aus Furcht vor seinem eisigen Atem, seiner eisernen Hand, die immer tiefer in ihr noch so junges Leben drang. Vielleicht hat auch sie ihre Entscheidung bereut, als das *Tausendjährige Reich* längst in Trümmern lag, bloß war es mein Leben, in das sie eingegriffen hat, ohne dass ich mich dagegen wehren konnte, zu klein, auch nur in Ansätzen zu verstehen.

Die Jahre haben den Stachel nur langsam aus dem Fleisch gezogen. Aber ein Brand hinterlässt bleibende Spuren, und ich bin ein gebranntes Kind.

In diese Welt also wurde ich hineingeboren. In ihr hatte ich groß zu werden, zu bestehen von Anfang an. Alles fließt, heißt es, nur den Fluss gilt es zu verstehen. Als ich im Alter von 28 Jahren in meine alte Heimat zurückkehrte, lag der Winter in seinen letzten Zügen, streckte der Frühling seine Finger ins Land. Himmelschlüssel, Krokusse und Schneeglöckchen überzogen Wiesen mit Farbtupfern, während Schmelzwasser Bäche und Rinnsale an den Rand der Überflutung brachte.

Es war ein besorgter Brief meiner Pflegemutter Rosa gewesen, der mich aus heiterem Himmel er-

reicht hatte und zum raschen Aufbruch drängte. Alwin wirke seit Wochen abwesend, habe sich zurückgezogen, wolle nicht mehr unter die Leute gehen. Seit seiner Rückkehr aus dem Krieg habe sie ihn nicht so erlebt, mache sich ernsthaft Sorgen, zumal er wiederholt über Schmerzen in der Brustgegend klage und sie ihn bereits zur Abklärung ins Krankenhaus geschickt habe. Immer wieder würde er nach seinem Zartele fragen, wie er mich von klein an aufgrund meiner Statur liebevoll nannte, und es sei sein dringlicher Wunsch, mich bald zu Gesicht zu bekommen.

Ich zögerte keine Sekunde. Mein Arbeitsort, ein Schloss in der salzburgischen Gebirgsstadt Radstadt, hatte übers Wochenende seine Pforten geschlossen, und so packte ich nach Rücksprache mit Rosa meine Siebensachen, machte mich auf ins hunderte Kilometer entfernte Pfunds. Dort, in diesem kleinen, unweit von Fließ gelegenen Ort in der Gegend des Oberen Gerichts, das der Inn in zwei Teile trennte, hatte ich die ersten neun Jahre meines Lebens bei Rosa und Alwin verbracht, bevor mich ihnen die Fürsorge in einem Akt der Willkür entriss.

Die Reise trat ich mit einem knallroten Ford Mustang an. Weißes Dach, weiße Sitze, intensiver Geruch nach Leder. Ein Bandkollege hatte ihn mir geliehen und ich ihm als Gegenleistung mein Tonbandgerät, das ich mir für Demoaufnahmen angeschafft hatte.

Zu Beginn führte mich mein Weg vorbei am Bauernhof, der sich einen Katzensprung entfernt vom Schloss befand und in dem ich zwölfjährig auf Vermittlung von Kapuzinerpatres untergekommen war. Eben ging der Bauer mit einem Kübel zum Stall, drehte sich, wohl aufgeschreckt durch den Autolärm, in meine Richtung. Ich winkte ihm zu, aber er erkannte mich nicht.

Bald darauf fuhr ich schon entlang der Salzach nach Zell am See, weiter nach Innsbruck, den hochwasserführenden Inn aufwärts. Immer weiter rollte ich mit dem Wagen zurück in die Zeit meiner Kindheit, bis ich die Abzweigung bei Landeck erreicht hatte, wo das Obere Gericht seinen Anfang nahm. In diesem kleinen, gebirgigen Landstrich an der Grenze zur Schweiz und Italien war ich großgeworden, hatte den Krieg überdauert, zu singen, sprechen, gehen gelernt, aber nie verstanden, warum keine leibliche Mutter da war, kein leiblicher Vater. Auch meine Pflegeeltern wussten keine Antwort auf meine Fragen. Sie gaben dem Krieg die Schuld und der entbehrensreichen Zeit, sprachen von Schicksal, höherer Gewalt. Es war ein von Anfang an vergeblicher Versuch gewesen, mir etwas mit tröstenden Worten zu erklären, was mir keine Mutter zurückbrachte und keinen Vater mehr.